

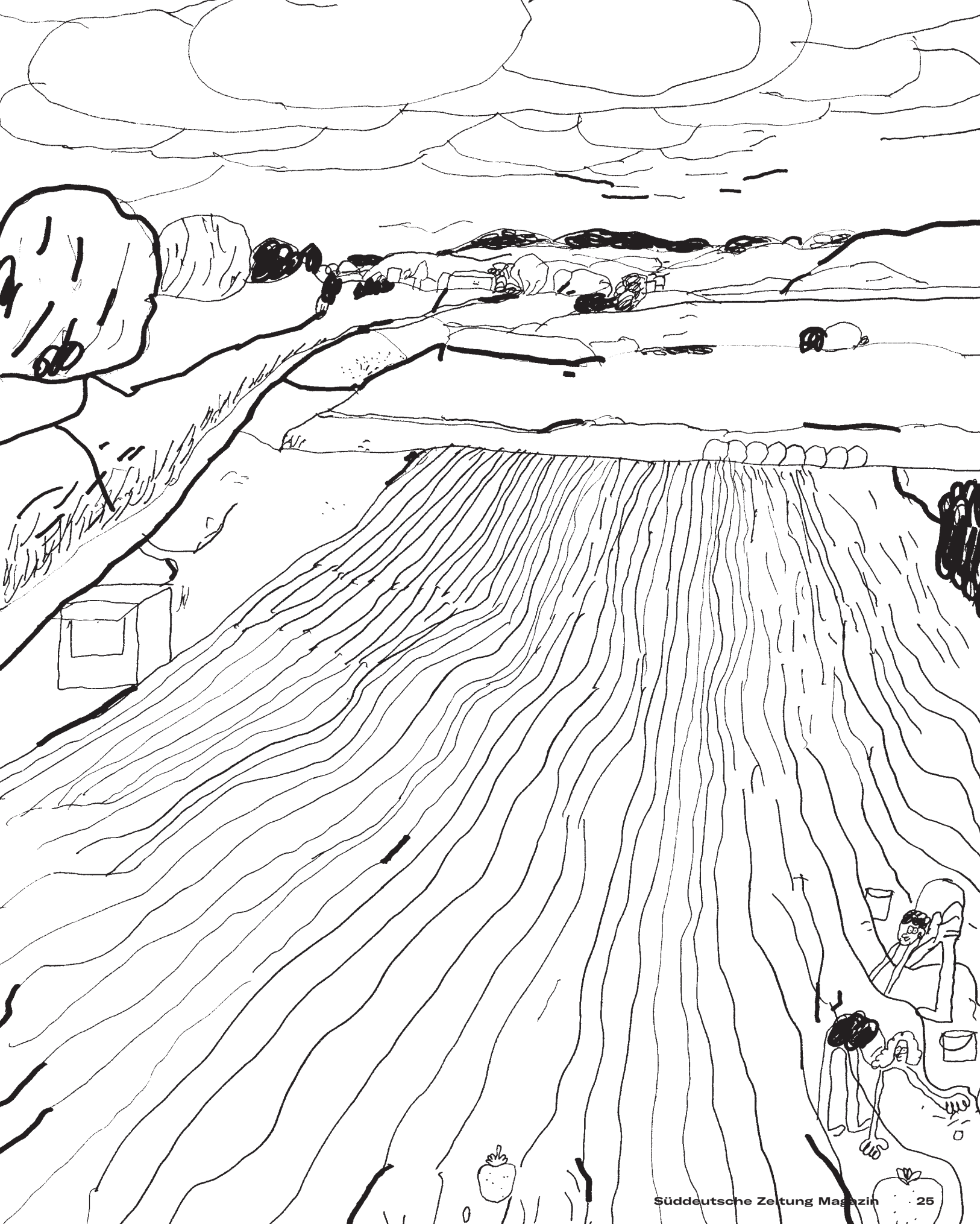
Vor Kurzem wohnte unsere Autorin wochenlang bei ihren Eltern im Heimatdorf. Diese Welt, vor der sie einst geflüchtet war, empfand sie nun als wohltuend. Und seitdem ist da die große Frage: Stadt oder Land, Trubel oder Ruhe, Ambition oder Genügsamkeit – welche Existenz wäre eigentlich die richtige?

Text ANJA RÜTZEL

Illustrationen STEFAN MARX

Mein ungelebtes Leben

Bunte Stadt –
graues Land? So
simpel ist es nicht.
Der Dorfsuper-
markt hat sogar
Hanfsamen und
Hafermilch vor-
rätig.



Es wurde erst, als die Nachbarn aufhörten, sich zu wundern. Als sie nicht mehr »Na, immer noch da?« fragten, wenn ich ihnen morgens bei meiner ersten Gassirunde mit dem Hund begegnete. Und nicht mehr sagten, es sei ja schön für meine Eltern, dass ich dieses Mal ein bisschen länger bliebe. Irgendwann hatten sie mich eingebaut in die Dorfkulisse. Ich hoffte, dass es wenigstens ein flamboyantes Gerücht dazu gab, warum ich immer noch da war und nicht, wie meistens um den Jahreswechsel, wieder nach Berlin abgereist, und warum ich offensichtlich vorhatte zu bleiben. Aber in dem unterfränkischen Dorf, aus dem ich komme und wo meine Eltern immer noch leben, ist nichts flamboyant, und wahrscheinlich hielten mich die Nachbarn einfach für irgendwie gescheitert, mindestens geschieden.

Mehr als ein Jahr war ich nicht mehr hier gewesen, und jetzt schon so lange am Stück in meinem

Elternhaus wie zuletzt vor dreißig Jahren, bevor ich ausgezogen war. Ich fühlte mich wie ein Tier, das Mimikry betreibt, damit nicht auffällt, dass es eigentlich nicht hierher gehört. Das war keine Absicht, es passierte automatisch. Ich grüßte die Nachbarn nicht mehr mit »Guten Morgen«, sondern muffelte ein leicht kehliges, orr-betontes »Morchen«, wie man das in meinem Heimatdorf, gerade nach Franken, fast schon Hessen, eben sagt. Überhaupt redete ich fränkischer denn je, was mir nur dann auffiel, wenn ich mit Berlin oder Hamburg oder München telefonierte und die Leute am anderen Ende wegen meiner ungewohnten Rustikalität kurz stutzten.

Wenn aber niemand von außen störte, dachte ich nicht an mein Eigentlich-Leben in der großen Stadt, es fehlte mir kein bisschen. Ich stand im erstaunlich gut sortierten Dorfsupermarkt nicht mehr im Weg, sondern kannte nun den Weg vom Hanfsamen für meinen Joghurt bis zur Hafermilch ohne Zucker. Ich müsste nicht einmal etwas an meinen Ernährungsmarotten ändern, wenn ich hier bliebe, dachte ich, all die Berlin-Friedrichshain-Produkte, die ich mag, gab es inzwischen auch hier, im 2000-Einwohner-

Dorf, und der Supermarkt war neu und größer und schöner eingerichtet als der Laden bei mir in Berlin, zu Hause. Oder daheim? Nach ein paar Wochen kaufte ich online zwei neue Jogginghosen, einmal lindgrün, einmal in Flieder. Und ich fragte mich, ob meine Eltern immer noch dachten, dass ich scherze, wenn ich sagte, dass ich nie wieder abreise.

Ein halbes Jahr ist es jetzt her, dass ich ungeplant fast zwei Monate bei meinen Eltern hängen blieb. Ich bin längst wieder zurück in Berlin – die Zwänge der Erwerbsarbeit ließen mir trotz coronabedingter Virtualisierung irgendwann doch keine Wahl –, aber tatsächlich hier angekommen bin ich

Alles schien mir im Dorf plötzlich leichter

bis heute noch nicht. Ich fühle mich sonderbar verrutscht, nicht komplett. Wie ein Puzzleteil, von dem man auf den ersten Blick denkt, dass es an diese eine, bestimmte Stelle passt, das sich dann aber eben nur fast einfügt. Eine Weile dachte ich, dass ich einfach sentimental bin und meine Eltern vermisse. Oder die schöne Landschaft und Ruhe meines Heimatdorfes. Aber ich spüre immer mehr den Verdacht, dass dieses Gefühl nichts mit Burgsinn – so heißt der Ort – und nichts mit meinen Eltern zu tun hat, noch nicht einmal mit Corona. Sondern ganz allein mit mir und möglicherweise einem grundlegenden Missverständnis, das nicht weniger als mein ganzes Leben angeht.

Seit fünf Jahren hatte ich meine Eltern nicht nur über die Weihnachtstage besucht, wie in der Zeit zuvor, sondern war noch bis zum Ende der ersten Januarwoche geblieben, um meinem ängstlichen Hund den Bölkerstress in Berlin zu ersparen, der sich ja gerne mal bis ein paar Tage nach Silvester zieht. Meistens fing ich am 27. Dezember, überfordert von der Dorfruhe und zu viel Nähe, den ersten Streit mit meinen Eltern an, und ab 29. Dezember zählte ich die Tage, bis ich zurück in die brummende Stadt

konnte. Ich fand es beklemmend, im schmalen Jugendbett meiner Schwester unter dem Hängeschrank zu schlafen. Ich musste dann an die Textzeile aus dem Lied *Egal wie weit* von Locas in Love denken, das von einer zeitlich sehr begrenzten Rückkehr ins Elternhaus handelt: »Und wir tun so, als wäre das hier kein besonderer Ort / Doch wenn du noch vor deinen Eltern stirbst, begraben sie dich dort.«

Vergangenes Weihnachten also war es anders, ich bin einfach geblieben. Zuerst aus ganz pragmatischen Gründen: damit es sich auch lohnte. Wegen Corona war ich in Berlin zuvor zwei Wochen lang in Selbstisolation gegangen und hatte direkt vor meiner Abreise nach Franken zwei Tests gemacht, und wer weiß, wie sich alles entwickelte und wann ich das nächste Mal heimfahren könnte. Bei meinen Eltern merkte ich dann, dass ich dieses Mal keinerlei Verlangen nach meinem Leben in der Stadt hatte. Das war neu.

Alles schien mir hier – auf dem Dorf, aber vor allem im Elternhaus meiner Kindheit – plötzlich nicht beengend, sondern so viel überschaubarer, vernünftiger dosiert und tatsächlich auch leichter. Geordneter, in allen Bereichen: Es gab täglich feste Zeiten für Essen, und es gab bestimmtes Essen an bestimmten Tagen: Freitag Fisch, Samstag Bratwurst. Es gab feste Zeiten für den Nachmittagsspaziergang mit meinem Hund, zu dem mich mein Vater begleitete, wir gingen an feste Plätze, in den Wald oder ein bisschen außerhalb den Hügel hoch, zu den Feldern und Kuhweiden. Und selbst da war überall Ordnung: die akkurat aufgestapelten Holzstöße, die sauberen Linien der Felder, die Christbaumplantagen, deren Pflanzlinien so sorgfältig gezogen waren wie das Raster auf einem Excel Sheet. Ich liebte die Gespräche mit meinem Vater, die jetzt, wo wir so viel Zeit miteinander verbrachten wie zuletzt in meiner Kindheit, in neue Bereiche gingen, weil es nach zwei Wochen nichts Aktuelles, Praktisches mehr zu besprechen gab wie sonst. Er erzählte mir Geschichten aus seiner Kindheit, die ich noch nie gehört hatte, von Trickereien und vorgetäuschten Fußleiden bei der Bundeswehr. Zweimal passierte es, dass wir im Wald Leuten aus dem Dorf begegneten, die mich nicht mehr erkannten, weil ich in den vergangenen Jahren wirklich selten zu Hause gewesen war, und mich hartnäckig für meine Mutter hielten. Meine Mutter ist 71.

Moment: zu Hause. Das dachte ich inzwischen wirklich, und ich schrieb es in Chats, wenn ich jemandem in Berlin erzählte, dass

ich noch nicht wüsste, wann ich wiederkommen würde: Ich bin noch eine Weile zu Hause. »Zuhause«, so nenne ich sonst meine Wohnung in Berlin. Mein Elternhaus auf dem Dorf war dagegen immer »daheim«, das fühlte sich für mich entfernter an, wie eine frühere, inzwischen eben aktualisierte Heimat.

Ich spürte diese Verschiebung, aber ich saß es aus, darüber nachzudenken. Denn auch das war eine Erleichterung, die ich hier spürte: nicht mehr dauernd nachdenken zu müssen, sich nicht mehr ständig zu Sachen verhalten zu müssen. Ich tat in meinem Burgsinn-Exil nicht nur so, als wäre ich wieder 17, sondern als wäre es wirklich wieder 1990, als würde Twitter nicht existieren und all die Nervositäten, die mein Hirn sonst den ganzen Tag schnurren ließen.

In Woche drei verkündete ich meinen Eltern gegenüber, ich würde nie mehr abreisen. In Woche fünf war ich ein bisschen empört, als mich eine Nachbarin fragte, ob ich wohl »aa kää Ärwet« hätte, »auch keine Arbeit«, denn ich arbeitete durchaus weiter, nur

eben am kleinen Schülerinnenschreibtisch meiner jüngeren Schwester, der noch in ihrem alten Jugendzimmer steht. Oft legte ich mich zu meinen Eltern auf das freie Sofa und guckte mit, was sie im Fernsehen guckten, als wäre ich ein Kind, das natürlich kein Mitspracherecht beim Abendprogramm hatte und froh sein konnte, wenn es noch ein bisschen länger aufbleiben durfte. Früher fühlte ich mich manchmal zu beglückt, wenn ich zu Besuch war, jetzt liebte ich diesen ungewohnten Luxus, über mich verfügen zu lassen. Ich finde es ja wirklich toll, in meinem bewusst unabhängig gewählten Leben ganz allein für mich bestimmen zu können, und ich würde diese Lebensidee auch jederzeit gegen alle Anwürfe verteidigen, aber jetzt merkte ich, dass dieses Ideal auch irre anstrengend ist. Mama kochte mir Pfannkuchensuppe, Papa bestellte mir meine Migränetabletten bei der Versand-Apotheke.

Juri, der Hund der Autorin, mag Wald und Kühe eindeutig mehr als Autos.

Zuerst hatte ich mich im Verdacht, dass ich vor allem deshalb keine Lust hatte, wieder abzureisen, weil ich es nach Jahren der ausschließlichen Selbstkummerei einfach herrlich fand, mit Anlauf in die Regression zu flutschen. Weil mich die Jahre der Alleinfürsorge so müde gemacht hatten, dass zuletzt an manchen Tagen auch simples Nudelkochen nicht mehr ging, obwohl ich keine Kinder habe, sondern nur einen Hund und viel Arbeit. Aber nein, das war es nicht, was mich hier hielt. Ich wusste, dass es mir irgendwann wieder zu viel werden würde.

Es war auch keine verklärte Sehnsucht nach dem Landleben, wie sie in den vergangenen Jahren ja so viele Menschen meiner Altersklasse und meiner unge-

fahren Lebensform gepackt hatte. Das wusste ich ganz sicher, als mir meine Mutter eines Abends meinen verspannten Rücken mit Salbe einrieb – weil ich sonst einen Meter Bettbreite mehr gewohnt bin, lag ich anscheinend starr verkrampft. Die Salbe, sagte meine Mutter, bekomme man unter der Hand beim Tierarzt. Eigentlich nur auf Rezept, für Pferde mit Muskelproblemen. Dass sie damit nun keinen lahmen Klepper, sondern mich behandelte, war nicht außergewöhnlich verschrullt, so geht es halt zu auf dem Land, alles ein bisschen handfester und oft ungewohnt explizit. Nein, nach dem Landleben allein sehnte ich mich auch nicht. Ich setze Leben auf dem Land nicht kitschig mit Idylle gleich, dazu habe ich zu lange hier gewohnt, nämlich bis ich 19 war, und dazu wusste ich zu gut, was gemeint war, als mein Kulturwissenschaftsprofessor im Studium das Leben in einer Dorfgemeinschaft als »Not- und Terrorzusammenhang« beschrieb, mit steinernen Normen und einem hohen Maß an sozialer Kontrolle. Der Zwang der missbilligenden Blicke funktionierte ja schon nach ein paar Wochen auch bei mir, ich zog mich hier besser an, wenn ich spazieren ging, als in der Stadt, wo ich den Hund morgens auch schon mal in Schlafanzug mit skifahrenden Waldtieren drauf ausführe, es juckt dort ja keinen. Ich rede übrigens so oft vom Spaziergehen, weil im Dorf sonst nicht viel passierte.

Aber was hielt mich dann hier, wenn ich mir nicht die Wiedereingliederung in die Familie oder ein Dorfidyll wünschte? Warum dachte ich dann zum ersten Mal beunruhigend konkret darüber nach, ob ich wirklich hier im Dorf bleiben könnte, ob ich das aushielte? In meinem Elternhaus würde es mir auf Dauer wahrscheinlich zu eng, obwohl das ganze obere Stockwerk leerstand, wo meine Oma gewohnt hatte. Ich könnte vielleicht in die Nachbarschaft ziehen, hatte ja eh schon angefangen, mir bei den Spaziergängen zu überlegen, wie es wäre, in diesem Haus zu wohnen oder in jenem, von einigen wusste ich auch, dass sie prinzipiell zum Verkauf stünden.

Es war reizvoll, sich in solche Überlegungen zu versenken, weil sie so verlockend sachbezogen waren. Sie kreisten um simpel zu beantwortende Fragen wie jene, in welcher Farbe ich dann die Fassade streichen lassen würde – das war ein entspannender Kontrast zu den Fragen, die mich so in Berlin umtrieben, wo es ja jederzeit passieren könnte, dass mich jemand auf nüchternen Magen nach meiner druckreifen Haltung zu





Cancel Culture oder den rassistischen Implikationen von Bubble Tea fragen könnte. Schnell wurden meine Vorstellungen sehr konkret: Hier würde ich einen etwas höheren Zaun ziehen müssen, und Lindgrün wäre wohl ganz schön für die Fassade, wie meine Jogginghose.

Manchmal fühlte ich mich bei diesen Überlegungen, als würde ich mich vor wichtigeren Gedanken drücken, und irgendwann dämmerte es mir: Es war der Wunsch nach einem entrümpelten Leben, das mich in Burgsinn hielt. Die Fantasie, dass ich allen Ballast so hinter mir lassen könnte wie meine unaufgeräumt verlassene Berliner Wohnung. Wenn ich mich sonst manchmal in andere Existenzen träumte, waren das meistens anstrengend elaborierte Fantasien. Auf langen Autofahrten hatte ich schon etwa zehn Modelle ersonnen, wie ich einen zweistelligen Millionenlottogewinn verhackstückten würde, meine Burgsinn-Fantasie dagegen war ganz einfach konturiert, wie eine Laubsägearbeit.

Vielleicht war es das, dachte ich, warum ich nicht fahren konnte. Weil da plötzlich eine Frage offen war, die ich mir noch nie gestellt hatte. Ich denke tatsächlich oft über mein ungelebtes Leben nach, das Schattenleben, das ja (mehr oder weniger bewusst)

Ist die Stadt-Land-Frage am Ende ein Dilemma, aus dem es kein Entkommen gibt?

meinte, weswegen es mir natürlich auch nichts ausmachte, wenn sich dieser Wunsch nicht erfüllen würde, womit ja vernünftigerweise zu rechnen war. Ich machte meinen Traum klein, damit er nicht plötzlich so groß war, dass ich nicht mehr an ihm vorbeisehen konnte.

Wenn ich mich also in andere Lebensumstände dachte, tat ich das immer mit Sicherheitsabstand. Nicht mit dem Gefühl, etwas verpasst zu haben und das nun ganz real korrigieren zu wollen, mit Umzugslaster und neuem Job, eher so, als würde ich Verkleiden spielen. Jetzt merkte ich, dass dieses Schattenleben zum ersten Mal konkret wurde und außerdem in eine andere Richtung lief als gewohnt. Denn dass große Ambitionen unerfüllt bleiben, ist ja wahrscheinlich – es ist sinnvollerweise davon auszugehen, dass ich mit meinen Hundeporträtts keine Einzelausstellung im Centre Pompidou füllen würde. Bislang zielte mein ungelebtes Leben, wie wahrscheinlich bei den meisten Menschen, stets nach Höherem, Größerem. Ein ambi-

parallel neben jedem Menschen herläuft. Ich hatte das Buch *Missing Out. In Praise of the Unlived Life* von Adam Phillips gelesen, in dem es heißt, es sei mit das Erste, was wir als Kinder lernen: dass es die durchaus realistische Möglichkeit gibt, dass unsere Wünsche unerfüllt bleiben. Weil es diese traurige Chance gibt, lernen wir dann, unsere Wünsche zu ironisieren. Also zog ich gewohnheitsmäßig eine Grimasse und die Wörter ulkig in die Länge, wenn ich jemandem erzählte, dass ich eiiiiiiigentlich gerne HUUUUundeporträtmalerin wäre, mein Geld also nicht mehr mit Texten, sondern mit Bildern verdienen würde. Als wäre das eine Schnapsidee, die ich ja ohnehin selbst nicht ernst

tioniertes Was-hätte-sein-können: Wieso bin ich eigentlich nicht Uniprofessorin geworden, frage ich mich, wenn ich beim Rümpeln meine alte Magisterarbeit finde, mich festlese und ein bisschen gerührt bin, zu welchen schlaun Gedanken ich irgendwann mal fähig war. Wäre es nicht schön, wenn ich heute eine international geschätzte, von Konferenz-Keynote zu -Keynote jettende Expertin für aristotelische Bezüge in der Fernsehserie *Buffy – Im Bann der Dämonen* wäre und nicht für trashige Fernsehserien? Warum habe ich noch nicht diesen überraschenden Roman geschrieben, sprachlich scharf wie ein Sushimeser, dramaturgisch genial konstruiert, aber gleichzeitig eine wuchtige Rührungswalze? Warum sieht meine Wohnung immer noch nicht erwachsen-souverän aus, also vor allem aufgeräumt und clean, mit viel Platz um wenige, besondere Möbel drum herum, sondern provisorisch verschruilt, mit schwankenden Bücherstapeln, unter Klamotten verschütteten Stühlen, ungerahmten Bildern, die ich eigentlich nur übergangsweise mit Klebeband an der Wand befestigt und dann einfach so gelassen habe? Es geht mir gut mit dem, was ich mache und was ich habe, aber immer ist da doch dieses Recken und Strecken nach mehr, von dem ich nicht weiß, ob ich das wirklich will, oder nur denke, dass ich es wollen sollte.

Nun fühlte es sich plötzlich an, als hätte ich keine Ausrede mehr dafür, mich nur in dieses andere Leben zu träumen, statt es wirklich anzupacken, da ich jetzt ja nicht in Richtung von etwas Höherem, wahrscheinlich Unerreichbarem strebte, sondern auf vermeintlich Niederes, leicht Erreichbares zielte. Mir wurde klar, dass mein ungelebtes Leben vielleicht genau in die andere Richtung hätte laufen können.

Wäre ich vielleicht weniger gestresst, wenn ich damals diese Stelle im Landratsamt angenommen hätte? Ich hatte ein entsprechendes Angebot, gleich nach dem Abi, zum Spaß machte ich beim Beamtenprüfungstest mit und lachte, als ich tatsächlich eine Stelle im Landratsamt in der nächstgrößeren Stadt angeboten bekam: als Regierungsinspektorenanwärterin für den gehobenen nicht-technischen Dienst. Ist es nicht komisch, dass ich das nach fast 30 Jahren immer noch her sagen kann, obwohl ich sonst fast alles aus dieser Zeit vergessen habe? Damals hätte ich mich nicht getraut, es ernsthaft in Erwähnung zu ziehen. Nicht wegen irgendwelcher Erwartungen meiner Eltern, sie ließen mir sämtliche Freiheiten, was meine Berufswahl anging, und hätten mich in allem unter-

stützt. Aber ich hatte ein unerschütterliches »The only way is up« im Kopf.

Die Stelle im Landratsamt wurde Jahre später zum Running Gag zwischen meiner Mutter und mir. Wann immer ich über zu viel Arbeit klagte, über durchgeschriebene Nächte und Reisestress, sagte sie nur ein Wort: »Landratsamt.« Sie meinte es wahrscheinlich ernst, ich lachte immer noch. Jetzt fragte ich mich: Was, wenn es mir besser ginge, wäre ich inzwischen Regierungsinspektorin in Karlstadt am Main – und würde von meinem jetzigen Leben als Schattenleben fantasieren? Ich würde gerne einmal hineinschlüpfen, nicht nur in Gedanken, sondern real, oder mindestens so lange wie die zerrütteten Frauen im Trash-Fernsehklassiker *Frauentausch*. Meine Mutter hat damals, als sie kurz den Versuch unternahm, mich von der Landratsamtsache zu überzeugen, als Argument vorgebracht, ich könnte dann doch nach Feierabend oder im Urlaub ein bisschen schreiben, wenn mir so viel daran liege. Damals fühlte ich mich gehörig missverstanden, jetzt denke ich: Womöglich hat es Kafka auch deshalb zum Weltliteraten gebracht, weil er seine Gedanken und Formulierungen nicht in einem schreibenden Brotjob breit verstreichen musste, sondern sie

meinen Eltern eine Doku über die Rückkehr des Donaulachses und eine Heimatkomödie mit Uschi Glas anschauen. Als ich packte, fühlte es sich an, als rüstete ich mich für eine Schlacht, dabei ging es ja nur zurück in mein Leben. Ich mietete ein Auto und belud es mit allem Kram, der sich in sieben Wochen angesammelt hatte. »Da lebbert sich ganz schön was zam«, sagte ich und fuhr los, und ich heute schon in Sterbfritz, der Ortschaft mit dem beknackten Namen, über den ich als Kind immer lachen musste.

Natürlich ging es dann doch einfach weiter, so echt mein Gefühl auch gewesen war, ganz grundsätzlich in meinem Lebensplan erschüttert zu sein. Das ließ mich auch nicht los, ich kam in Berlin aber seltener dazu, es wahrzunehmen.

Es ist natürlich die Attitüde einer Verwöhnten, sich zu beklagen, wenn zu viel los ist. Es gab immer genug herumzuhühnern für mich: Schreiben, Bücherstapel umschichten, mit dem Hund zur Hundetherapeutin gehen, alle paar Stunden kontrollieren, wer auf Twitter gerade wen hasst, hundert Podcasts hören, um danach immer noch keine Idee für einen neuen, eigenen zu haben, nachdenken, ob ich überhaupt einen Podcast haben will oder wieder nur glaube, einen

haben zu müssen, überhaupt dauernd das Gefühl, mehr machen zu müssen, Besseres machen zu müssen, etwas Unerwartetes machen zu müssen, verdammt, jetzt schreiben alle ihren eigenen Newsletter, warum habe ich noch keinen? Würde das überhaupt jemanden interessieren – und,

diese Wendung war neu: Was wäre so schlimm daran, wenn nicht?

Ich hatte in den vergangenen Jahren so oft Anlauf genommen, meine Wohnung deutlich zu entkruschteln – von den ausgestopften Füchsen, Dachsen, Fasanen mindestens zwei Drittel loszuwerden, endlich die CDs abzuschaffen, die alten Bandshirts wegzurümpeln, weil niemand dreißig Schlafshirts braucht, und mich eventuell doch von meiner Schnabeltassensammlung aus Karlsbad zu trennen. Ich habe es versucht und schnell wieder aufgegeben.

Womöglich, dachte ich mir nach meiner Rückkehr in die Stadt, war meine dingdichte

Wohnung ja gar nicht das Problem, sondern ein Symptom: Für ein Leben, das ich mit Erwartungen vollgestopft hatte, wobei ich mir bei vielen davon unsicher war, ob es meine eigenen waren. Vielleicht ging es nicht darum, meinen ganzen vor lauter Freude an Skurrilitäten angesammelten Plunder auszdünnen, sondern um das Downsizing von übertriebener Ambition, die mich so sehr durch mein Leben hetzen lässt.

Jetzt, ein halbes Jahr später, habe ich immer noch die Füchse und Dachse. Und ich bin mir, zurück im hektischen Trott, nicht sicher, welches Leben das richtige ist und welches das Schattenleben sein soll. Will ich wirklich alles umkrepeln, runterfahren – oder ist diese leicht wirre, oft anstrengende, aber genauso oft ja auch unterhaltsame und auf jeden Fall ereignisreiche Lebensweise längst so sehr ein Teil von mir, dass ich mich in einer ruhigeren, gedämpfteren Variante auf Dauer nicht mehr wie ich selbst fühlen würde? War mein Burgsinn-Bleibereflex vielleicht doch nur fixe Idee, so wie es ja schon ein Topos geworden ist, mit bestimmten Bekannten regelmäßig die Flucht in die Uckermark zu besprechen und dann doch nie die Koffer zu packen? Oder gab es gar keinen Ausweg, und ich würde mir in der Stadt immer das Leben auf dem Land wünschen, mich aber auf dem Land wieder in die Stadt sehnen?

Ich lebe im Zwiespalt und weiß noch keine Lösung. Es ist kompliziert, eben wie meistens im Leben nicht so einfach und klar wie Fisch am Freitag und Bratwurst am Samstag. Ich denke oft an Burgsinn, und das fühlt sich an wie ein Bild aus meinem dackelbraunen Kinderzeit-Album, das ich dort oft durchblättere: Ich, das schrecklich schüchterne, ängstliche Kind, stehe im Schwimmbad am Beckenrand und traue mich nicht, hineinzuhopsen. Jemand müsste mich schubsen, aber ich fürchte, da kommt niemand.

Seit einiger Zeit halte ich zumindest schon einmal den großen Zeh ins Becken. Und google weiter nach hunderudelfreundlichen Häusern in Burgsinn.

ANJA RÜTZEL



stellt sich gelegentlich auch das Paralleleben vor, das die Berufsberaterin zur Abi-Zeit für sie vorsah. Trotz Rützels energischen Einspruchs und ihrer unterdurchschnittlichen Begeisterung für Babys beharrte die darauf, dass Hebamme der ideale Beruf für Rützel sei.

Ich hatte mein Leben mit Erwartungen vollgestopft

nach der faden Arbeit mit ausgeruhtem Fantasiehirnteil präzise hintupfen konnte.

Nach sieben Wochen musste ich zurück nach Berlin. Es gab inzwischen eine Reihe unabsagbarer Präsenztermine, irgendwer musste auch mal den Briefkasten leeren, die inzwischen sicher recht knusprigen Pflanzen gießen. Ich weinte ein bisschen, als ich meiner Mutter sagte, dass ich in drei Tagen abreisen würde, dabei bin ich selten sentimental. Ich zählte mit: Noch einmal mit meinem Vater und dem Hund auf den Berg zu diesem besonders schönen, immer noch tief verschneiten Waldstück fahren, noch einmal Pfannkuchensuppe essen, noch einmal mit